durch ein Gerüst aus geronnenem Eiweiß (Gluten) verkittet sind — dies sind die Hauptbestandteile der Brotkrume — treten chemische und physikalische Veränderungen ein. In der Stärke des Brotes finden chemische Aenderungen statt, im Eiweiß dagegen nicht, ja die Stärke scheint es allein zu sein, deren Veränderungen das Altbackenwerden bedingen. Die Stärke ist es auch, die beim Altbackenwerden das Härterwerden des Brotes verursacht; ihr Quellungsvermögen nimmt ab, und auf ihre Rechnung ist auch die Veränderung des Geschmackes zu setzen: der Gehalt an wasserlöslichen Bestandteilen nimmt nämlich ab, und namentlich sind es die Polysaccharide, deren Menge sich verringert. All dies gilt nicht nur vom Weizenbrot, sondern auch von dem Schwarzbrot, und was Katz für die Stärke von Weizen und Roggen, die für das übliche Brot hauptsächlich in Frage kommen, herausgefunden hat, hat er bei Stärkearten von anderen Pflanzen bestätigen können: die Stärke von Reismehl, Hafermehl, Maismehl, Gerstenmehl usw. verändert sich ganz entsprechend, und dies erklärt, warum die verschiedenen Arten von Kriegsbrot ebenso altbacken werden, wie anderes Brot. Eine weitere wichtige Erscheinung, das Krümeligwerden beim Altern des Brotes, beruht darauf, daß die Stärkekörner schrumpfen und das geronnene Eiweiß, das sie umhüllt, im Zusammenhange gelockert wird: hierdurch entstehen Hohlräume. Die mikroskopische Untersuchung, die Prof. Berchhasseet und Fräulein E. von Teutem ausgeführt haben, hat die Annahme des Dr. Katz bestätigt. Zusammengefaßt lautet das Ergebnis, zu dem Katz gelangt ist, daß das Altbackenwerden der umgekehrte Vorgang des Backvorganges ist: genau so, wie das Quellungsvermögen beim Backen zunimmt, nimmt es beim Altbackenwerden wieder ab, und entsprechend stellt das Altbackenwerden das Rückgängigwerden aller anderen Backveränderungen dar, mithin eine Annäherung an den rohen Zustand. Katz hat auch die naheliegende Frage aufgeworfen, ob sich das Altbackenwerden der Brotkrume verhindern läßt. Diese Frage läßt sich bejahen: Brot, das 24 Stunden nach dem Backen bei einer Temperatur von über 55 Grad aufbewahrt wurde, behielt alle Eigenschaften des frischen Brotes, und es blieb auch frisch, wenn die Erhitzung tagelang dauerte.

Rock gegen Hose.

Man erinnert sich noch des Aufsehens, als von Paris bei der Versuch der Einführung des Hosenrockes gemacht wurde, der mit einem so völligen Mißerfolge endete. Dennoch bekennen sich, wie es scheint, die Freunde des Hosenrockes auch jetzt noch nicht für überwunden. Im Mittelpunkte von Kopenhagen sind zurzeit verschiedene Entwürfe von der Hand eines dänischen Modezeichners ausgestellt, die er das „neue Innenkleid" nennt und worin der Hosenrock in einer Reihe von sehr rassigen Arten und eleganten Formen seine Wiedererscheinen Auferstehung feiert. Es handelt sich nicht etwa um Sportstrachten, sondern um Kleider, die zur Verwendung auf der Straße und im Hause gedacht sind. Um diese Entwürfe hat sich nun in Dänemark eine lebhafte Erörterung entsponnen und die „dänische Gesundheitszeitung" hat sich an einen Arzt gewandt, um die Frage „Rock gegen Hose" vom gesundheitlichen Standpunkte zu beleuchten. Der ärztliche Mitarbeiter erklärt nun in einem Artikel erschienenen Aufsatze, daß er den Frauenrock — natürlich abgesehen vom Schleppröcke, diesem großen Staubaufwirbler und Bazillenvermittler — an sich nicht als gesundheitswidrig ansehen kann, vorausgesetzt, daß nicht etwa die Unterkleidung unhygienisch ist. Der Rock, so meint der dänische Arzt, hat seine Vorteile, so z. B. im Regenwetter, wo er den Regen hindert, bis zum Körper durchzudringen. Es ist wohl ferner auch anzunehmen, daß der Rock in gewisser Beziehung besser wärmt, als die Beinkleider der Männer; wie liebe es sich sonst erklären, daß die Frauen sich mit so viel dünnerem Schuh- und Strumpfzeug begnügen können? Demgegenüber steht nun als Hauptnachteil des Rockes, daß er im täglichen Leben als Hindernis wirkt. Die moderne Frau ist heut kaum weniger tätig und geschäftigt, als der Mann, auch sie muß sich beeilen, auch sie schnell auf die Straßenbahn springen usw. und in allen diesen Fällen wirkt der Rock hemmend, er hängt den Wind und legt sich stramm um die Beine. Ebenso ist der Rock für die Frau bei der Arbeit vielfach unzweckmäßig und setzt sie in der Nachbarschaft surrender Räder oder schnell sich drehender Schrauben mancherlei Gefahren aus. Insofern bildet er einen Grund, der die Frauenarbeit der Männerarbeit unterlegen macht, und das ist das Hauptmoment, das der dänische Arzt gegen den Frauenrock anzuführen hat.

Eine dänische Altertums- und Sprachforscherin.

Das Bild einer interessanten Persönlichkeit des dänischen Geisteslebens entrollt ein Aufsatz von Hda Halbe-Hansen, der Frau Dr. phil. Lis Jacobsen gilt. Der Name dieser Dame ist singt mit großen Ehren in Verbindung mit dem Wörterbuche der dänischen Sprache genannt worden, jener bedeutenden Unternehmung, deren Durchführung jetzt durch Staatsunterstützung gesichert erscheint. Das dänische Wörterbuch war durch Prof. Dahlerup begründet und in Angriff genommen worden, dann aber infolge von Geldmangel auf einen toten Punkt geraten. Es ist das Verdienst von Frau Dr. Lis Jacobsen unter diesen Verhältnissen eingegriffen und durch ihre Begeisterung und Tatkraft die beteiligten Behörden und Gesellschaften zur Bürgschaft der nötigen Summen veranlaßt zu haben. Dies ist nicht das einzige Verdienst, das der tätigen Dame gutzuschreiben ist: auch die Bereicherung der dänischen Sprach- und Literatur-Gesellschaft ist in hohem Grade als ihr Werk zu bezeichnen. Dank ihrer Initiative ist es dieser Gesellschaft gelungen, eine große Anzahl von alten Handschriften und Büchern, die früher unzugänglich waren, in wissenschaftlicher Bearbeitung zu veröffentlichen. Frau Dr. Jacobsen ist durch die Goldmedaille der Universität Kopenhagen ausgezeichnet worden und hat außer ihrer Doktorarbeit und einer Handausgabe des großen Runenwerkes von Wimmer auch noch eine Schrift über Mann und Frau veröffentlicht. Beiläufig sei bemerkt, daß die Dame zugleich auch ihre Pflichten als Gattin und Mutter trefflich erfüllt.

Anstellung von Frauen im schwedischen Polizeidienst.

Eine bemerkenswerte Neuerung hat die Stockholmer Polizeiverwaltung mit ihrer im nächsten Monat in Kraft tretenden neuen Polizeiverordnung geschaffen. Es wird fortan eine ganze Abteilung der Sicherheitsbehörde weiblicher Leitung anvertraut werden, und zwar handelt es sich um die Bewachung und Fürsorge für verhaftete Frauen und dem Revier als „abhanden gekommen" anvertraute Kinder, die sich nicht wieder allein nachhause zurückfinden können. Bislang wurden solche dem nächstgelegenen Polizeiamt zugeführt, jetzt sollen sie einer besonderen Abteilung des Stockholmer Polizeipräsidiums überwiesen werden, in der nur Frauen das Zepter schwingen. Für die Kleinen, die sich irgendwo im Gewühl der Großstadt von der Hand der Mutter losgerissen haben und nun nichts weiter anzugeben vermögen, als daß sie „im großen Haus wohnen", wird es ein recht Fest sein, unter weiblicher Fürsorge zu stehen, bis sie den Eltern wieder zugeführt werden können. Schon vordem waren bei der Stockholmer Polizei drei „Polizeischwestern" tätig, zwei als Detektivinnen und eine auf einer Revierstube. Dieser letzteren ist nun im Verein mit zwei neuangestellten Kolleginnen, der Krankenpflegerin Anna Nylinder und der bisherigen Gefangenenaufseherin Elin Söderström, die Ueberwachung der neuen Frauen- und Kinderabteilung übertragen worden.

Frauen als Geschworene.

Das erste amerikanische Geschworenengericht, das sich aus Frauen zusammensetzt, besteht in San Franzisko. Die weiblichen Geschworenen haben über Angeklagte ihres eigenen Geschlechts abzuurteilen, und es wird ihnen, allgemein große Gerechtigkeit nachgerühmt.

Eine Frau als Mitglied einer städtischen Fachschuldeputation.

Die Handelslehrerin Fräulein Olga Essig in Breslau wurde zum Mitglied der städtischen Fachschuldeputation erwählt. Fräulein Essig, die eine Handelshochschule besucht hat, ist die erste Diplom-Handelslehrerin, die mit einer solchen kommunalen Würde betraut wurde.

Ein weiblicher Förster.

Auf einem westpreußischen Besitz des Grafen Potolicki ist eine Frau als Vertreterin des zum Heeresdienst eingezogenen Försters tätig. Sie hat sämtliche mit der Forstwirtschaft verbundenen Arbeiten übernommen und bewirtschaftet auch die neuangelegten Forstkulturen.

Frauen als Grabredner.

In der jüdischen Gemeinde in Berlin ist es seit kurzem gestattet, daß Frauen auf besonderen Antrag hin bei Begräbnissen einen Nachruf halten dürfen. Diese Frage wurde jüngst kürzlich entschieden, als die Hinterbliebenen einer verstorbenen Frau an den Vorstand der jüdischen Gemeinde die Bitte gerichtet hatten, die Vorsitzende eines Wohltätigkeitsvereins am Grabe sprechen zu lassen. Im Gegensatz zu früheren Entscheidungen gestattete der Vorstand die Zulassung einer Frau als Grabrednerin. Da es bisher weder in den protestantischen noch in den katholischen Gemeinden einen ähnlichen Fall gegeben hat, so hat damit zum ersten Male eine Frau am Grabe gesprochen.

Die Schaffnerin in Hosen.

Nach einer Verfügung der Staatsbahnverwaltung haben die im Schaffnerdienst tätigen Frauen als Dienstkleidung Joppe und Mütze wie die Hilfsbeamten und ein dunkelgraues, hauptsächlich Beinkleid zu tragen. Außerhalb der Bahnanlagen müssen die Frauen Röcke tragen. Es bleibt ihnen überlassen, dann sich ihrer bisherigen Röcke zu bedienen und die Hose darunter zu belassen. Die Dienstaufsichtsvorsteher sollen für einen geeigneten Raum zum Umkleiden der weiblichen Schaffner sorgen.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 29:
„Einfall".

Richtige Lösungen gingen ein 55. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 62. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

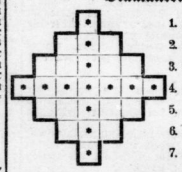
aus Halle von Walter Häder, Georg Häder, Mich. Diesing, Fr. Bagsch, Charl. Schulze, M. Geldies, Berta Peter, Artur Hartnuß, Hans Poetsch, Hans Joachim Schmidt, Gertrud Weißmann, Fr. H. Saalfeld, M. Böttcher, G. Häusler, Arnold Schellenberg, Gerda Schellenberg, Gustav Grunicke, Johanna Fürstemann, Heinz Giebler, Frau Marianne Albrecht, Kurt Linke, Margarete Mittag, Frau Hagemann, Oskar Hanke, E. Neuholz, Arnold Hielscher, G. Eisemann, Erwin Hielscher, Ernst Häbide, Walter Hase, Marg. Dietrich, Friedhel Hartmann, Böhmelt, Alfe Schulze, Engelbardt, Alfe Dewitz, Fritz Dietz, Wilhelm Peschel, Gerhard Wolfgang, Walter Wolfgang, Erna Wolfgang, Gertrud Wehner, E. Köhler;

von auswärts: Frau Hermine Richter, Belleben, R. Zimmpler, Querfurt, Alfr. Rudolf, Heitsfeld, Oskar Dietrich, Wernigerode, Weber, Reußen, Friedrich Franze, Landsberg, Karl Beilecke, Dessau, Schwester Elfriede Saalfeld, Erfurt, Käte Hesekiel, Mücheln, Kurt Lange, Wossen, Emma Krause, Gutenberg, Emmi Reisener, Altena.

Die Prämie: „Aus dem Füllhorn der edlen Musik",

entfiel auf **Oskar Hanke**, hier.

Diamanträtsel.



1. Konsonant.
2. technisches Hilfsmittel.
3. kleines Werkzeug.
4. feindlicher Feldherr.
5. weiblicher Vorname.
6. Tier in Afrika.
7. Vokal.

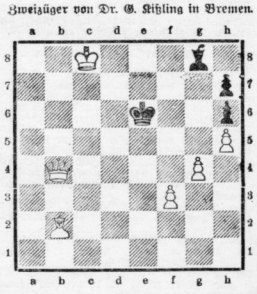
In die Felder nachstehender Figur sind die Buchstaben AAAAA, CC, DDDD, E, G, J, L, NNN, OO, RRR, S, U derart einzutragen, daß die mittelste senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist und die wagerechten Reihen die beigefügte Bedeutung haben.

Prämie: Großes illustriertes Märchenbuch von Ida Lackowitz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von Dr. G. Kißling in Bremen.



Weiß. (6+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 29.

Zweizüger von O. Jarosch in Warschau.

Weiß. Kg3, Dd8, Lb4, g8, Sd2, 4, bf2.
Schw. Ke5, Da7, La8, b8, Sd1, Tb1, Bb5, c7, d3, f3, h7.

1. Lg8—d5, beliebig; 2. Dreifach matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huch, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 30 — **Halle, Sonntag, den 23. Juli** — **1916**

Wer allzu großes Glück erfahren,
Dem nie das Unglück noch genaht,
Der ist — er kennt's noch mit den Jahren —
Der größte Unglückshandinhal.
Alf. Friedmann.

Kerlchen.

Eine Novelle aus dem Kadettenleben
von **Felix Neumann.**
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und der kleine Eberhard sang mit so dankesfrohem Herzen, und im Geiste sah er sich bereits zu Hause unter dem Christbaum stehen.

Als der alte Pfarrer auf die Kanzel stieg und das Evangelium verlas: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist", da lag feierliche Stille über dem Raum, und Eberhards Blick flog hinunter zu Bielen, der ganz zusammengesunken auf seinem Platze saß. Der Geistliche kannte seine Kadetten, er wußte, welche Gedanken die jugendlichen Herzen erfüllten, und so sprach er denn von dem bevorstehenden Wiedersehen mit den Angehörigen, und von der Liebe, die das kirchliche Christfest zu einem der schönsten Familienfeste gemacht habe. —

Nach dem Gottesdienste trafen Bielen und Schleinitz auf dem Spielplatz zusammen, und Kerlchen konnte sich nicht enthalten, davon zu reden, wie schön der Geistliche gesprochen habe. Bielen wandte sich kurz und schroff ab: „Ach, du, rede nicht. Bisher habe ich das auch alles geglaubt, aber es kann nicht wahr sein, nein, niemals. Es gibt so schlechte Menschen, so erbärmliche Menschen!"

Eberhard war ganz erschrocken. „So mußt du nicht reden, Bielen, das darfst du einfach nicht! Bisher ist es dir doch noch so gut gegangen, und da, wo du Strafe erhielteest, warst du selbst schuld daran. Wie sich haben sie dich zu Hause stets gehabt. Dein Onkel — — — na ja, der mag nicht gerade der beste sein, aber vielleicht meint er es doch gut mit dir, und er traut dir nur nicht recht, und daran siehst du, daß du früher viel Dummes angestiftet hast."

„Aber jetzt bin ich anders geworden. Wenn du wüßtest, Kerlchen, wie schwer es mir wurde, aber was ich mir vornehme, führe ich auch durch. Mir graut vor dem Weihnachtsfest. Die arme Mutter! Lieber Gott, es tut mir leid, wenn ich ihr den Kopf vollmachen muß, aber ich kann nicht anders." — Und Eberhard bat und flehte, aber er vermochte den Trotz des Freundes nur zum Teil zu brechen. Schließlich versprach Bielen mit Händedruck, keine Dummheiten zu machen, sondern den Onkel beschieden und ohne hochmütigen Stolz zu bitten, im Korps bleiben zu dürfen, um Offizier zu werden. Bei dem nächsten Streich solle er ihn dann herausnehmen! —

Viel wurde da noch hin und her gesprochen, und der kleine Schleinitz war glücklich, als er endlich das Versprechen bekam. Er kannte den wilden Freund mit dem oft zügellosen Gebahren wohl, aber er wußte, daß ein gegebenes Wort nicht besser gehalten würde, als wenn es aus Bielens Munde kam! —

Das Weihnachtsfest mit seinen tausend Freuden ging vorüber. Hier mit Glanz und Pracht gefeiert, dort in bescheidener Glückseligkeit, wie z. B. im Heim der alten Frau von Schleinitz, und mancherorts wurde auch dann nicht „Weihenacht", als sie wirklich mit ihrem Sternenmantel über der kampfdurchtobten Welt stand.

Auf Grosheiden sang man keine Festlieder, und kein Baum brannte. Dafür wurde gepackt und aufgeraumt, denn bald nach Neujahr schon zog Frau Major Bielen in die Kreisstadt, wo ihr Bruder eine bescheidene Wohnung für sie gemietet hatte.

Lieferanten mit Geldforderungen kamen und gingen. Der neue Käufer und Besitzer schickte seine Beamten, die alles durchschnüffelten; die Witwe wurde des Elends der neuen Lage so recht bewußt. Nichts blieb ihr erspart. Und an einem dämmerigen Nachmittag zwischen Weihnacht und Neujahr kam der Onkel, um Geschäftliches mit seiner Schwester zu besprechen. Der Kadett blieb noch im Nebenzimmer und hörte durch die halbgeöffnete Tür die kühle Stimme des Onkels und die tränenersticke der Mutter. Und wie er saß und grübelte und bald auf die Zahlen hörte, die er gar nicht verstand, sagte plötzlich die Mutter: „Der Junge ist nun das einzige, was ich noch habe, wenn er nicht wäre, ging ich meinem geliebten Manne nach!

Ihr scheltet auf ihn! Gewiß, er verstand es nie, das Rechnen, was du so gut kannst, aber er hatte ein Herz und war gut. Wenn der Junge nicht wäre, ich wollte, ich wäre tot!" Und der Onkel knurrte ärgerlich dazwischen, aber Bielen blieben nur immer und immer wieder diese Worte im Gedächtnis haften, die die Mutter gesprochen, und in seinem jungen, noch ungereiften Geiste nahmen sie eine ganz falsche Form an.

Wenn er also nicht wäre, dann würde die Mutter das elende Dasein, das freudlos und voller Entbehrungen vor ihr stand, von sich tun: Nur seinetwegen erduldete sie alles! Nur seinetwegen ertrug sie die Vorwürfe und das ewige Gestöhne der Verwandten, was nun aus dem halbwüchsigen Sohne werden solle. Und er grübelte und fand sich zuerst nicht zurecht.

Da rief man ihn plötzlich herein. Er trat ein, ruhig und bescheiden. Er dachte an das, was er dem Kerlchen versprochen hatte.

Der Onkel saß in einem der letzten noch benutzbaren Lehnstühle. Die anderen waren schon mit Stroh umwickelt zum Versand bereit. Das ganze Etzimmer hatte man verkauft und gut verkauft, wie der Onkel nicht ohne Genugtuung bemerkt hatte. Aber es war ja doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Ein kühles „Guten Tag" begrüßte ihn: „Deine Mutter hat mir beine Weihnachtsgenüsse gezeigt, sie ist viel besser als die früheren! miserabelen. So geht's aber immer. Wäresi du eher eingeschwenkt, hätte dein armer Vater noch Freude an dir erlebt. So ist er wohl mit dem Gedanken gestorben, daß du ein richtiger Nichtsnutz bist."

„Ich bitte dich, höre auf!" fiel Fran Bielen beinahe heftig ein. „Georg hat stets gewußt, daß unser Kind voll trauer Gedanken steckt, die ihn oft auf unrechte Bahn trieben, daß er aber ein gutes, williges Herz hat!"

Bielen war bleich geworden, und die Adern auf der Stirn traten hervor. Aber er bezwang sich heldenhaft.

„Vater hat mich besser gekannt als du, Onkel; hast du mich nur rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Es ist schon gut," wehrte der Vormund ab. „Sprechen wir von anderem, von deiner Zukunft. Versetzt wirst du wahrscheinlich werden. Gott sei Dank. Bis du das Einjährige hast, werde ich für dich sorgen. Schwer genug wird's mir. Dann mußt du dein Brot selbst verdienen. Du wirst auf einem Gute bei freier Station die Landwirtschaft lernen, das weitere findet sich!"

„Also — ich muß fort aus dem Korps? — Mit dem Offizier ist es nichts?" Der Knabe sprach ganz leise, als ob er vor dem Klang seiner eigenen Worte erschrecke.

„Nicht daran zu denken, du bist wohl nicht klar bei Verstand. Die Mutter wird ohnehin von ihrer kleinen Pension mit zu keinem Lebensunterhalt beisteuern müssen, weil ich allein nicht alles tragen kann. Nein, mein Junge, die Zeit, da du über Gebühr verzogen wurdest, ist vorüber. Der Ernst des Lebens tritt an dich heran. Willst du ewig der Mutter auf der Tasche liegen, die kaum selbst satt zu essen hat?"

Und Frau Bielen fiel mit zitternder Stimme ein: „Es ist schon so, mein Kind, du wirst dich an den Gedanken gewöhnen müssen. Alles würde ich mir absparen, damit du glücklich würdest, aber es reicht doch nicht!" Nun wußte der Kadett, woran er war. Er hatte einen tiefen Blick ins Leben getan, und kein Wort wollte er mehr verlieren.

Er sagte nur müde: „Es ist gut, Onkel, mache, was du für recht findest, die Hauptsache ist, daß die arme Mutter nicht in Not gerät!"

Dann aber richtete er sich auf, und den Mann vor sich scharf ansehend, sprach er halblaut: „Aber, die Brocken, die du uns zuwirfst, Onkel, könntest du wohl freundlicher reichen. Weißt du, dann schmecken sie nicht so hart!"

Sprachlos schauten der Vormund und die Mutter den Knaben an, der langsam, und ohne sich noch einmal umzuwenden, hinausging.

Der Onkel räusperte sich verlegen, und Frau Bielen seufzte. Man wußte nicht recht, ob über die Offenheit ihres Sprößlings, oder weil der Junge, der alles, was er dachte, ehrlich herausjusagen pflegte, leider nur zu recht hatte.

*

Die Ferien waren vorüber. In der Kadettenanstalt zu P. hatte der Unterricht in üblicher Weise begonnen, denn das letzte Vierteljahr bis zur Versetzung forderte die Anspannung aller Kräfte. Im kleinen Musiksammer hatten die beiden Freunde eine lange Unterredung gehabt, und Bielen war so teilnahmlos, so niedergeschlagen gewesen, daß Eberhard den starken Freund überhaupt nicht wiedererkannte.

„Ich bin der Mühlstein, den mein Onkel um den Hals hat, und den er mit sich schleppen muß, bis ich irgendwo aus einer fremden Krippe mein Futter nehme. — Und eher wird auch die Mutter vor den Sticheleien der Familie keine Ruhe haben. Ja, wenn ich gar nicht da wäre, dann könnte die Aermste bescheiden, aber sorglos leben, und kein Teufel hätte ihr was dreinzureden. So bin ich sozusagen das Unglück ihrer Tage." —

„Ich verstehe gar nicht, wie du so reden kannst. Deine Mutter ist doch gut, sie wird doch nicht —" Aber Bielen unterbrach den Kleinen. „Das ist es ja eben. Viel zu gut ist sie. Sie wird sich das letzte abbungern, und der Onkel wird sich die Hände reiben, wenn er möglichst billig davon kommt. Oh — ich höre die Sorte lachen! Zu Ostern hat er mich abgemeldet. Aber sprich nicht darüber. Nur der Kommandeur weiß Bescheid. Alles un-

Gedenktage der Woche.

23. Juli 1562 † Götz v. Berlichingen (* 1480).
1914 Ultimatum Oesterreichs an Serbien.
1915 Große Niederlagen der Russen; die Festungen Rozan und Pultusk erobert.

24. Juli 1822 † E. Th. A. Hoffmann in Berlin (* 1776).
1908 † Walter Leistikow in Berlin (* 1865).

25. Juli 1790 † Der Pädagog Basedow in Magdeburg.
1848 Sieg Radetzkys über die Italiener bei Custozza.
1850 Niederlage der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen bei Idstedt.
1914 Der italienische Botschafter in Wien erklärt die Bundestreue seines Landes.

26. Juli 1840 * Der Geograph Pechuel-Lösche in Zöschen bei Merseburg († 1913).
1866 Friede zu Nikolsburg zwischen Preußen und Oesterreich.

27. Juli 1830 Beginn des Pariser Julianstandes.
1914 Der russische Kriegsminister Suchomlinow gibt dem deutschen Militärattache sein Ehrenwort, daß kein Mobilmachungsbefehl ergangen sei.

28. Juli 1656 In der Schlacht bei Warschau siegt der Große Kurfürst über die Polen.
1750 † Joh. Sebastian Bach in Leipzig (* 1685).
1914 Oesterreich erklärt Serbien den Krieg.

29. Juli 1588 Seesieg der Engländer über die spanische Armada bei Calais.
1856 † Robert Schumann in Endenich bei Bonn (* 1810).
1870 Vorpostengefecht bei Saarbrücken.
1900 † König Humbert von Italien (ermordet).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191607236/fragment/page=0001

nötige Fragen soll vermieden werden. Dann ziehe ich irgendeine Kluft von Onkels Gnaden an, wer weiß, ob er mir eine neue gönnt und sie nicht beim Trödler kauft, und dann werde im zum Prügelfungen!" und hitzig fuhr er auf: „Glaubst du, daß ich mir das gefallen lasse?" Er ballte die Fäuste zu ohnmächtiger Wut.

*

Ein strenger Winter hielt im Februar seinen Einzug. So streng, daß die Aufwärter doppelte Rationen Kohlen erhielten, um die Kadettenstuben genügend heizen zu können. Und eines Mittags beim Appell verkündete der Hauptmann, daß der große See zum Schlittschuhlaufen freigegeben sei. Gleich nach Tische führten die Offiziere vom Dienst die Kompagnie den Schloßberg hinab zum Ufer, wo ein Riesenraum zum Tummeln für die Kadetten abgesteckt war.

Man empfand dies als eine kleinliche Beschränkung, erwachsen aus übertriebener Furcht, denn der See erglänzte bis hin nach Bosau am anderen Ufer wie ein Metallspiegel, und das Eis wurde auf mehr als einen halben Meter dick geschätzt. Aus früherer Zeit jedoch wußte man, daß in der Mitte des Wassers warme Quellen waren, die das Eis immer wieder auftauen. Daher hatte der Anstaltskommandeur bei strenger Strafe verboten, den eingefriedeten Raum zu verlassen.

Eberhard hatte neue Schlittschuhe zu Weihnachten bekommen, und er war überglücklich, sie benutzen zu dürfen. Auch Bielen war ein eifriger Läufer, und einmal durfte er sogar mit Leutnant Wende Boßen schlagen, denn wie überall, war der Kompagniestärkste auch auf diesem Gebiete Meister.

Am herrlichsten aber war es doch, wenn lange Ketten gebildet wurden und der letzte im gewaltigen Schwunge über das Eis sauste. Und weil der lange Bielen alles kommandierte, kam das Kerlchen nicht so kurz dabei. — Als ob der böse Geist von Bielen gewichen sei, so begannen seine matten Augen wieder beim Eissport zu leuchten.

Und der Winter hielt ein Dauerregiment. Schon nähert sich der März, und noch immer lag der See im Banne des Eises, und einige etwas mildere Stunden über Mittag vermochten die feste Decke nicht zu sprengen. Da — in einer Nacht erwachte Eberhard von einem eigentümlichen Geräusch. Draußen pfiff der Sturm um die dicken Mauern, und dazwischen erscholl ein eigentümliches Rollen, Knattern und Klingen, und als auch andere Kadetten munter wurden, meinte ein Kenner: „Es kommt Tauwetter, das Eis auf dem See bricht, das gibt diesen Klang!" Und so war es auch, Gang leise pochte der kommende Lenz an die noch verschlossenen Tore der Welt, und als die Kadetten in der ersten Unterrichtspause von der Terrasse auf den See hinabblickten, sahen sie überall Risse und Sprünge in der weißen Decke, die aber noch zusammenhielt. Nur an einzelnen Stellen hatten schwere Schollen sich übereinander geschoben.

Mit dem Eislauf war es nun zu Ende, und wenn auch die Gassenjungen aus dem Städtchen noch auf dem See herumtollten, der Kommandeur wollte die Verantwortung nicht mehr tragen. Und Bielen sagte zu Schleinitz: „Nun ist das auch vorbei, das einzige, was einem noch Spaß machte!" — Was war überhaupt aus dem Jungen geworden! Hohläugig und schlaff ging er umher, und Leutnant von Wende, der seinen Zögling gern hatte, vermutete sogar ein körperliches Leiden, und wollte, daß Bielen einmal zum Stabsarzt ginge.

Nur Eberhard wußte, was mit dem Freunde vorging, aber all sein treues Zureden nutzte nichts. Immer nur wieder stieß er hervor: „Ich hab's satt, Kerlchen, ich hab's satt!" Und an einem Abend, als Bielen allerlei Zeug faselte, er wolle nach Amerika, wolle davonlaufen, lieber als die Schikane des Onkels ertragen, da hatte Kerlchen den Freund umgefaßt, und ihm die rechte Hand vor Augen gehalten, an der die tiefe Narbe glänzte: „Ich habe dich lieb, Bielen, weil du doch stets ein anständiger Kerl gewesen bist. Willst du Schande über deine Mutter bringen, soll der Onkel recht behalten, und sagen: Seht Ihr, ich habe den Bengel immer richtig erkannt. Es ist nichts dran an ihm. Nun ist er sogar aus dem Korps davongelaufen!" — Da hatte Bielen eingesehen, daß er auf dem unrichtigen Wege war, und er hatte traurig gesagt: „Du hast recht, Kerlchen, so geht's auch nicht. Man soll hier nicht mit Fingern hinter mir herzeigen." (Schluß folgt.)

Opfer.

Skizze von Anna Lahr.

(Nachdruck verboten.)

„Ich gebe hundert!"

Einen Augenblick lang war es ganz still im Zimmer.

Wie? Ueberrascht, mit verstohlener Frage im Blick, sahen die Verwandten einander an. Das war doch nicht möglich! Man hatte sich wohl verhört? Hanna Bern und hundert Mark verschenken, das paßte doch nicht zusammen.

Gewiß, die ganze Vetternschaft der Berns, Familienhäupter, Junggesellen, alleinstehende Damen, war ja zu nichts anderem zusammengekommen, als um ihre finanziellen Mittel zu verteilen, so von jedem die gemeinsame runde Summe „auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen", wie es in der Aufforderung geheißen hatte. Man hatte auch erwartet, daß sich jeder nach seinen Kräften beteiligen würde. Was man aber nicht erwartet hatte, was ganz aus dem Rahmen des Voranschlags herausfiel, war Hannas Rede: „Ich gebe hundert!" Nicht, als ob sie es nicht getonnt hätte! O, die konnte noch ganz was anderes leisten! Aber daß sie es nun mit einem Male auch wollte!

Ja, es war wirklich eine große Zeit, die sogar die Hände der Geizigen öffnete.

„Hanna Bern . . . hundert Mark!" wiederholte fast ehrfürchtig der Apotheker Hans Bern, der die Zeichnungen buchte.

Noch wagte niemand weiter zu sprechen.

Alle stützten tief diesen einzigen Augenblick, so tief, daß es keinem einfiel, Hanna genauer zu beobachten.

Immer noch saß die hagere, kleine Dame stolz und steif da in dem großen Armstuhl. Aber ihr Lächeln war plötzlich ausdruckslos geworden, wie gefroren.

* * *

Die Berns gingen alle ganz erbaut nach Hause. So mag Leuten zumute sein, die eine geistliche Erweckung miterlebt haben.

Aber während sie mit einer gewissen sonntäglichen Feierlichkeit dahinschritten, hastete Hanna Bern wie gejagt durch die stille, dämmerige Schloßgasse.

Hanna Bern stob, stob vor etwas, das sie zu packen, zu würgen drohte, das sie überfiel, quälte, lähmte und wieder entwich, wie die Katze die Maus: Hundert Mark! Sie hatte hundert Mark versprochen! Und sie konnte es nicht wieder rückgängig machen! Weinen hätte sie können!

Wie das nur über sie gekommen war! Denn gewollt hatte sie gewiß nicht! Aber da waren so bewegliche Worte über die heilige Not des Vaterlandes gefallen, daß es auch sie ergriffen hatte. Und da war das Unglaubliche geschehen. Da hatten sich ihre Lippen fast gegen ihren Willen geöffnet und von der unerhörten Summe gesprochen. Gleich darauf war ihr freilich eiskalt geworden. Zäh war die Begeisterung von ihr abgefallen. Aber da war es schon zu spät gewesen. Die hatte ihr Wort gegeben, und das mußte gehalten werden.

Hundert Mark! Kaum zwei Stunden waren vergangen, seit sie diese selbe stille Schloßgasse herausgekommen war. Da war ihre Seele noch ruhig gewesen. „Ich gebe zehn Mark oder vielleicht auch zwanzig," hatte sie gedacht. O, dieses unselige Vielleicht! Das war aber der Fehler gewesen, daß sie sich einen Spielraum gelassen hatte.

Einen Augenblick mußte sie stehen bleiben, so hatte sie sich außer Atem gerannt. Und wie sie anhielt, versuchte sie, ihre Gedanken neu zu ordnen. Mußte sie sich denn solche Vorwürfe machen? Hatte sie das Geld denn aus dem Fenster geworfen? Gott es nicht, einen guten Zweck zu fördern?

Natürlich mußte etwas für die geschehen, die durch den Krieg gelitten hatten und noch leiden würden, für Verwundete, für Witwen gewordene, für Verwaiste. Und selbstverständlich mußten auch Berns sich an solcher Hilfeleistung beteiligen, das waren sie sich einfach schuldig. Hanna selber sah das ein. Es war also doch recht, was sie getan hatte!

Aber — da überfiel es sie wieder — hundert Mark! Es war doch nicht nötig, hundert Mark zu geben!

Aber es war eben gewesen wie ein Fieber. Sie waren ja alle über ihre Verhältnisse gegangen, Theodor, der ein halbes Monatsgehalt abzutreten, Marie, die sogar ihr Kapital angegriffen hatte, alle, alle! „Nur helfen! helfen!", dieser eine Gedanke schien sie alle zu beherrschen. Sie hatte ja auch gewiß nichts dagegen. Aber „helfen", das konnte doch nicht heißen, daß man sich ruinieren sollte. Helfen, das mußte doch bedeuten: nach seinen Kräften helfen, in vernünftigen Grenzen!

Sie lief schon wieder weiter, da war keine Ruhe zu finden. Niemand konnte ihr das von der Seele nehmen, daß sie gesündigt hatte gegen den Geist des stillen, zähen Sparens, dem sie ihr Leben lang treu gewesen war.

Hieß es nicht immer, daß Wohltun mit einem herrlichen Hochgefühl belohnt wurde? Nun, sie hatte jetzt wohlgetan. Aber das, was hinterher kam, das war nicht wie Hochgefühl, eher wie Strafe.

* * *

Zweimal, dreimal war die Vorplatzglocke laut gegangen.

Dann hatten sich zögernde Schritte entfernt und waren schließlich unten im Treppenhaus verklungen.

Eine kleine Weile noch saß Hanna Bern regungslos in ihrem altmodischen Lehnstuhl und lauschte.

Nein, nichts mehr zu hören. Ein triumphierendes Lächeln zog über ihr Gesicht. Für diesmal hatte sie ihr liebes Geld noch behalten!

Sie wußte wohl, daß es nicht für immer war, daß die keck junge Lotte Bern, die die gezeichneten Summen in der Verwandtschaft einsammelte, wiederkommen würde. Aber bis dahin fand sich vielleicht unser Rat. Es ging zwar nicht an, immer die Abwesende zu spielen wie heute und einfach nicht zu öffnen, wenn geklingelt wurde. Aber ein andermal wollte man sich krank zu Bett legen; dann konnten doch die andern nicht rücksichtslos sein und eine Patientin drängen, die so furchtbar an Neuralgie litt! Oder es fiel einem sonst noch etwas ein. Und schließlich, wer weiß, geriet es gar noch in Vergessenheit?

Hanna Bern hatte nicht eigentlich die klare Absicht, ihr Wort zu brechen. Aber sie wollte es doch auch wieder nicht gern halten, oder wenigstens nicht sofort. Das hatte sie ja so oft im Leben erprobt: Aufschieben war alles; hinterher boten sich dann oft ungeahnte Auswege. Der Krieg konnte unerwartet schnell zu Ende gehen. Man würde vielleicht ihr Geld gar nicht mehr brauchen. Und überhaupt, was konnte es bei den Riesensummen, die das Hilfswerk beanspruchte, auf hundert Mark ankommen! Hundert Mark waren so wenig!

Lotte würde wohl an diesem Tage nicht mehr wiederkommen. Aber man konnte doch nicht wissen . . . Es war immer besser, um die Besuchszeit herum nun wirklich auszugehen. Das Wetter war auch so schön. Und vielleicht war irgendwo etwas Neues angeschlagen.

Sie öffnete das Fenster ein wenig und lugte vorsichtig auf die Straße hinab: Lotte war schon nicht mehr zu sehen.

Befriedigt wandte sie sich ins Zimmer zurück und begann, sich zum Ausgehen zurechtzumachen.

Hanna Bern brauchte nicht viel Zeit, um sich anzuziehen. Sie war nie eitel gewesen, selbst in ihrer Jugend nicht.

Ohne groß in den Spiegel zu sehen, hatte sie schon den Hut aufgesetzt und den schwarzen Umhang übergezogen, ohne den sie nie das Haus verließ.

Dann fühlte sie nach, ob der Geldkastenschlüssel in dem Pfeilerner Wäschepfeiler im Büfett lag, versteckte den Büfettschlüssel unter dem Deckel der Nähmaschine und ging beruhigt fort.

O, dieser Herbst, der so still und klar war! Hanna Bern fühlte seine wohlige späte Wärme, wie sie durch die Anlagen schritt. Die Nachmittagssonne fand noch am leichtblauen Himmel. Nur zuweilen sank ein gelbes Blatt von den Ahornbäumen. Es war nicht vom Winde losgerissen, es fiel nur, weil seine Zeit gekommen war.

Es waren nicht viel Leute unterwegs. Dann und wann begegnete Hanna einem halberwachsenen Mädchen, das saul und stumpfsinnig einen Kinderwagen schob, dann wieder ein paar alten Herren, die bedächtig über die Wettlage sprachen. Und dann war es wieder für eine Strecke ganz einsam, und nur der dumpfe Klang von rinnendem Wasser kam aus der Tiefe des Parks.

Plötzlich erschollen Stimmen.

Gleich darauf bogen drei Soldaten um eine Wegkrümmung, alle in Feldgrau.

Aber wie langsam die vorwärtskamen! Verwunden.

Hanna hatte schon manchmal Leichtverwundete getroffen, die einen kleinen Verband oder den Arm in der Schlinge trugen oder ein wenig humpelten. Und sie hatte ihnen immer voll Teilnahme nachgeblickt. Sie war ja nicht kalt gegen das Schicksal derer, die da draußen kämpften. Es fehlte ihr durchaus nicht an Mitgefühl. Abends, wenn sie sich schlafen legte, mußte sie oft daran denken, wie sie da im Felde alle Begleiterscheinungen des Lebens entbehren mußten, wie die Nächte im Freien jetzt schon wieder kalt würden. Und sie hatte manchmal ehrlich geseufzt darüber, daß sie nach ihrer Ansicht nicht in der Lage war, auch etwas für Linderung der Kriegsnot zu tun. Nein, sie war wirklich nicht in der Lage. Es wäre nicht vernünftig von ihr gewesen. Wo doch nun auch schon wieder die Butter teurer geworden war!

Die Soldaten waren nun nahe herangekommen. Aber das waren keine Leichtverwundeten! Ein Holzbein hatte der eine, dem andern fehlte ein Arm. Und der Dritte, der in der Mitte ging, flog an allen Gliedern in einem grauenvollen Zucken — so ruhelos, so verzweifelt hob es sich.

Unwillkürlich trat sie zur Seite, um den Männern Platz zu machen.

Und dann waren sie vorbei.

Hanna Bern sah ihnen nach. Ihre Augen verdunkelten sich. Was war das? Tränen?

„Und gesund sind die mal ins Feld gegangen!" sagte eine Stimme neben ihr.

Sie fuhr auf und sah eine Frau, die mit der leichten Vertraulichkeit gesprächiger Leute bei ihr stehen geblieben war, eine frische junge Person mit blühenden Wangen und gutmütigen braunen Augen.

„Die armen Menschen!" stammelte Hanna.

„Ja, nicht wahr, gnädige Frau? Haben Sie den in der Mitte gesehen? Der ist von derselben Kompagnie wie mein Mann. Bis an den Hals im Wasser hat er gestanden — wissen Sie, wo doch die Ueberschwemmungen waren, in Flandern."

„Bis an den Hals? Wie fürchterlich! Das kann man doch von keinem Menschen verlangen."

„Verlangt hat das wohl auch keiner von ihm. Aber getan hat er es, weil er nur so herausbekommen konnte, was er über den Feind wissen wollte. Und gut war es nachher für die andern, daß er es herausbekommen hat."

Hanna schwieg. Ihr Blick folgte der Gestalt des unglücklichen Soldaten, der sich zitternd entfernte.

„Jeder tut, was er kann, fürs Vaterland," sagte die Frau. „Haben Sie das auch heute im Blatt gelesen? Jeder tut, was er kann. Aber die da, — die tun doch eigentlich noch mehr."

„Wer?" wiederholte Hanna Bern nicht rücksichtslos, eine Stimme kam ihr seltsam rauh und gebrochen vor, als sie das sagte.

* * *

Der Apotheker Hans Bern kam gerade die Treppe herunter, um einmal nach dem Briefkasten zu sehen, als heftig an der Haustür geklingelt wurde.

Ein wenig ärgerlich über dieses ungestüme Einhabbegehren öffnete er selbst und wollte seinen Augen nicht trauen, als im Zwielicht der späten Stunde Hanna vor ihm stand.

„Du, Hanna? Ist — ja, ist denn etwas passiert? Aber so komm doch —" er machte ihr die Tür weit auf.

Sie aber trat nicht ein.

„Nein, laß mir!" sagte sie hastig und mit einer fremden Befangenheit. „Ich kann heute nicht hereinkommen. Es ist mir . . . Lotte war bei mir und hat mich verleitet. Da wollte ich Dir das Geld bringen, die hundert Mark."

Und mit zitternden Fingern drückte sie ihm ein Kuvert in die Hand.

„Danke! Danke! Wie nett von Dir, daß Du Dir selber die Mühe macht. Aber warum willst Du denn nicht —"

„Sei vorsichtig, daß es Dir nicht herausfällt!" mahnte sie noch. „Nein, ich kann nicht hereinkommen, ich kann nicht."

„Guten Abend!" rief er ihr nach.

„Guten Abend!" kam es zurück. Da war sie schon beim Nachbarhause.

Der Apotheker betrachtete das Kuvert, das sie ihm hingelassen hatte. Es war schon gebraucht und unansehnlich. Aber darin insistierte es wirklich.

Langsam ging er ins Wohnzimmer zurück.

„Wer war denn da?" fragte seine Frau.

„Hanna."

„Und ist nicht hereingekommen?"

„Nein, sie hat nur das Geld gebracht."

Seine Frau schlug die Hände zusammen. Neugierig kam seine Tochter Lotte an den Tisch.

Der Apotheker drehte das Kuvert um und stieß das Papiergeld herausflattern. Hannas sorgsam zusammengelegtes Geld. Nie hatte er in seinem Leben so viele schmutzige kleine Scheine auf einmal gesehen. War es ihr leichter geworden, sich von denen zu trennen, als von sauberen neuen?"

„Stimmt es denn auch?" fragte Lotte vorlaut. Er begann zu zählen.

„Unsinn!" unterbrach er sich, als er fast zu Ende damit war, und begann noch einmal von vorn.

Und dann noch einmal und noch einmal.

„Nein, es stimmt nicht," sagte er schließlich, „sie hat sich um zwei Mark verzählt."

„Sagt ich's nicht?" prahlte Lotte.

„Um zwei Mark zu ihren Ungunsten," schloß der Apotheker ganz bestürzt.

An die Engländer.

Wer jemals Recht verdreht —
Wir wissen, wer sie sind!
Wer ja ein Volk geschmähet,
Weiß jedes deutsche Kind.

Wer jemals Haß gesäet —
Geduld! er reifet schon.
Wer Rache je gemähet,
Der erntet Blut als Lohn.

Bald, wo die Sonne wandelt,
Wo Mond und Stern erblaßt,
Wahl ihr um Geld gehandelt,
Geld ihr auf's Blut verhaßt.

Doch auch für Nationen
Gibt's Maß, wenn sie nicht echt,
Und über den Sternen wohnen
Die Rächer für das Recht.

Klaus Groth 1864.

Beeren des Waldes.

Von Franz Pflüger.

Alles, was auf heimischer Erde sprießt und uns in Feld und Flur, in Wald und Heide zuwächst, haben wir in diesen schweren Zeiten ganz anders schätzen lernen als in früheren Jahren. Das gilt auch von den Beeren des Waldes, die von den heißen Strahlen der Sonne gereift sind und nun unseren Tisch mit decken helfen.

Zu den köstlichsten Gaben des Waldes gehören Erdbeeren und Himbeeren mit ihrem wunderbaren Aroma und erlesenen Wohlgeschmack, die freilich bei weitem nicht so verbreitet sind, wie die anderen Waldbeeren. In ganz Mittel- und Nordeuropa treffen wir die Heidel-, Blau- oder Bickbeeren am häufigsten an, und die Zeiten, da sie nur frommen Klausnern als Nahrung aber im Walde herumstreifenden Kindern als willkommene Schnabelweide dienten, sind längst vorüber. Tausenden von armen Wäldern und Heidebewohnern bringt das Einsammeln der blauen Beeren lohnenden Verdienst. Ueberall werden sie wegen ihrer mannigfachen Verwendbarkeit gern gekauft. Man genießt sie frisch mit Zucker, Wein oder Milch, bereitet Kompott oder Mus daraus, verwendet sie zu Suppen und Kuchen, färbt damit die Rotweine oder erzeugt den gar nicht übelschmeckenden Heidelbeerwein aus ihnen. In den Alpen dienen sie auch zur Gewinnung einer Art Branntwein.

Da sie heutzutage einen bedeutenden Handelsartikel bilden und der aus dem Verkaufe der gesammelten Beeren gelöste Ertrag im Haushalt mancher armen Familie eine gar nicht unwesentliche Rolle spielt, so beobachten die Bewohner unserer Gebirge, der Lüneburger Heide, Jütlands, Norwegens usw. schon in der Blütezeit aufmerksam die frischgrünen Sträucher. Ob es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht, daß ein reichlicher Blütenansatz auf großen Kartoffel- aber geringen Obsterertrag schließen läßt, mag dahingestellt bleiben, zweifellos enthält aber ein anderer Satz etwas Wahres: Wenn die Blaubeeren schlecht geraten, gibt es viele Krankheiten. Die Heidelbeeren sind ja nicht nur an und für sich sehr gesund und bekömmlich, reinigen das Blut und regeln die Verdauung, sondern sie genießen auch in der Volksmedizin als Hausmittel einen guten, durchaus berechtigten Ruf, den die wissenschaftliche Forschung in neuerer Zeit in vollem Umfange bestätigte. Vor einigen Jahren veröffentlichte Professor Winternitz in Wien, der die Heidelbeere seit etwa 25 Jahren anwendete, in der Zeitschrift für Balneologie einen eingehenden Bericht über seine Erfahrungen. Außerordentlich erfolgreich war danach stets die Anwendung von Heidelbeeren und Heidelbeerpräparaten bei Darmkatarrhen. Bei einem besonders hartnäckigen Fall, bei dem selbst Opium nicht helfen wollte, machte Professor Winternitz noch eine weitere wichtige Beobachtung. Der Kranke hatte eine große Wunde auf der Zunge, so daß er nur unter größten Schmerzen Nahrung zu sich nehmen konnte. Es ergab sich, daß die Verabreichung von Heidelbeersaft die Empfindlichkeit der wunden Zunge bedeutend verminderte und die Ernährung des Kranken wesentlich erleichterte. Solches Wundwerden der Zunge tritt namentlich bei langwierigen und mit Fieber verbundenen Krankheiten recht häufig auf. Die heilsame Wirkung der Heidelbeeren beruht auf der bekannten Blaufärbung der Haut. Der Farbstoff dringt tief in die erkrankten Zellenschichten und Gewebe der Haut ein und bildet eine graublauarze Decke, die einen Schutz für die darunterliegenden Gewebe bildet und alle mechanischen Reizungen von der erkrankten Stelle abhält. Voraussetzung ist allerdings, daß die erkrankten Stellen ziemlich lange mit der färbenden Flüssigkeit in Berührung bleiben.

Auch bei Erkrankungen anderer Schleimhäute hat man Heidelbeeren als Heilmittel erfolgreich verwendet, so als Gurgelmittel bei chronischem Rachenkatarrh und zur Durchspülung der Nase bei Schnupfen. Schließlich gelang es Professor Winternitz, auch bei den verschiedenen Hautausschlägen und Flechten rasche Besserung und dauernde Heilung durch das Auftragen dicken Heidelbeersaftes zu erzielen.

Nicht ganz so häufig wie die Heidelbeeren sind die Preiselbeeren bei uns zu finden. Während die Heidelbeeren in Berg und Tal, in Moor und Heide oft meilenweite Strecken überwuchern, kommen die Preiselbeeren mehr in kleineren Beständen vor und meist nur in gebirgigen Gegenden. Immerhin sind sie noch häufig genug, und der Anbau der frischgrünen Sträucher ist so reich, daß ihr Einsammeln ebenfalls recht lohnend ist. Sie werden in der Hauptsache als Kompott verwendet, da ihre herbe Bitterkeit sie in frischem Zustande nicht recht schmackhaft erscheinen läßt. Aber gerade die reichlich in ihnen vorhandene Zitronensäure in Verbindung mit ein wenig Gerbsäure und Bitterstoff macht sie so außerordentlich bekömmlich; sie wirken anregend auf erschlaffte Nerven, wohltuend und heilkräftig auf die Schleimhäute des Magens und Darmkanals. Diese Eigenschaften der Preiselbeeren scheint man schon von altersher erkannt zu haben, denn schon 1588 schreibt der alte Tabernämontanus in seinem Kräuterbuch: „Man braucht sie wider die große Hitze des Magens und der Leber, denn sie kühlen und löschen den Durst, und weil sie zusammenziehen, kann man sie gebrauchen wider das Würgen und Brechen des Magens und wider die Bauchflüsse."

In den Alpen, vor allem in Tirol, wird ein recht wohlschmeckender Schnaps aus den Preiselbeeren bereitet, das sogenannte Steinbeerwasser. Wer diese Kunst die Tiroler gelehrt, das erzählt eine hübsche Sage. Nach dieser erbat sich der Teufel einst von Gott die Erlaubnis, auch eine Pflanze zu schaffen. Er schuf die rotglänzende, lockende Grangelbeere, wie die Preiselbeere in Tirol genannt wird, machte sie recht süß, gleichzeitig auch auch recht giftig, so daß alle, welche davon genossen, schnell in Sünden dahinfuhren. Glücklicherweise dauerte dieses Unwesen nur kurze Zeit, denn bald erbarmten sich der Herrgott und die Jungfrau Maria der Menschheit. Als im nächsten Jahre die Preiselbeeren wieder blühten, da trug bereits ein jedes Blütchen ein weißes Kreuz, und dieses blieb auch auf der späteren Frucht sichtbar; fortan waren die Beeren nicht nur giftlos, sondern sogar heilsam. Darob ergrimmte Satanas nicht wenig und ging mit sich zu Rate, ob er nicht dennoch seine Beeren zum Schaden der Menschheit anwenden könnte. Mit höllischer Freude erfüllte ihn bald darauf die Entdeckung, aus Preiselbeeren Branntwein zu brennen, welches Teufelskunststück er denn auch die Bauern lehrte, die, durch ihn der Trunksucht zugeführt, seine eifrigsten Anhänger wurden.

Nach einer anderen Sage sind die Waldbeeren ein Geschenk der Mutter Gottes. Ein frommer Klausner, den die Not der armen Gebirgsbewohner jammerte, bat einst die heilige Jungfrau um Obst für seine Schützlinge. Da nahm Maria Zweig ab, der ihr Haupt schmückte, zerpflückte ihn und streute ihn über die Berge. In kurzer Zeit überzogen sich diese dicht mit Heidel- und Preiselbeergesträuch, das reichlich Beeren trug. Als Dankbarkeit gaben die Bewohner der Berge den kleinen Sträuchern den Namen „Liebfrauensträucher" oder „Marienpalmen", die Beeren aber waren ihnen die „Muttergotteskirschen".

Hier und da wurden in früheren Zeiten und teilweise heute noch beim Sammeln der Beeren besondere Bräuche beobachtet. So berichtet im Harz die Frauen und Mädchen bei Beginn der Beerenlese die sogenannte Brauttlippe von dem Hohnstein, einem Felsriffe, legt man beim Betreten des Waldes einen Blumenstrauß nebst einem Stein in eine hohle Eiche. In Lippe werden die drei erstes gefundenen Beeren über den Kopf geworfen, bei Elberfeld gar einer mächtigen alten Eiche, dem „schwarzen Peter" zerdrückt. In Franken aber legte man Brot, Obst und Beeren in drei Häufchen auf einen Stein, um die Angriffe des im Walde hausenden „Heidelbeermannes" abzuwehren. Trug man die gesammelten Beeren nach Hause, so steckte man einige der schönsten an einen vor dem Walde stehenden Hagedorn und warf gleichzeitig einen Stein in den Busch. Man wollte, was noch ganz besonders in einem hergesagten Spruche geschah, für die Gaben des Waldes danken.

Diese und ähnliche Bräuche sind wohl Reste altheidnischer Opfergaben, die ehemals dem Donnergatten, dem man die Gabe der Waldbeeren zuschrieb, Heilig war ihm vor allem die vom Blitz oft heimgesuchte Eiche und neben anderen Bäumen und Sträuchern auch der Hagedorn. Deshalb steckte man an die Zweige des Hagedorns einige der schönsten Beeren und legte einen Blumenstrauß in eine hohle Eiche oder zerdrückte einige Beeren an einer solchen. Auch der den Opfern beigefügte Stein weist auf den Donnerer hin, denn der von ihm geschleuderte Hammer bestand, wie alle urdeutschen Waffen, aus hartem Stein.

Aus der Welt der Frau.

Aus der Lebensgeschichte der Brotkrume.

Frisches Brot ist ein köstliches Gebäck mit angenehmem Duft und ebenso angenehmem, schwach süßlichem Geschmacke; die knusprende Kruste umschließt eine Krume von angenehmer, mittelweicher Festigkeit. Nach wenigen Stunden schon ist das Brot anders geworden und nach wenigen Tagen bezeichnen man es abfällig als altbacken: der Duft hat sich verloren, der angenehme Geschmack ist verschwunden die Kruste ist zäh geworden, und sie entzieht nun ein Masse, die zunächst krümelig ist, im Laufe der Zeit aber verhärtet, bis das Brot beinahe ungenießbar geworden ist. Worauf beruhen nun diese eigentümlichen Veränderungen? Der Ausstellauer Arzt J. K. R. Kaly, dessen frühere Untersuchungen über die Brotkruste verschiedenen Aufsehen erregt haben, hat neuerdings, wie Prof. R. J. Meyer in einem Aufsatze der bei Julius Springer in Berlin erscheinenden „Naturwissenschaften" berichtet, mit der Untersuchung der Brotkrume beschäftigt und ist dabei zu sehr wichtigen Ergebnissen über das Altbackenwerden gelangt. Es handelt sich dabei im Gegensatz zur Kruste, um eine ziemlich verwickelte Erscheinung. Keineswegs beruht das Altbackenwerden auf dem Austrocknen, wie man vielleicht zunächst annehmen möchte. Bei den verwollenen Stärkekörnern, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191607236/fragment/0002